Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Schaumburg-Lippe

- Sperrfrist 20. November 2026, 22.00 Uhr -

Bericht vor der 3. Tagung der XXI. Landessynode
der Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe
am 20. November 2026
Landesbischof Dr. Oliver Schuegraf

Es gilt das gesprochene Wort!

In Christus ist nicht Ost' noch West', nicht Süden oder Nord'. Unsere Landeskirche im vernetzten Miteinander

Vorwort

Liebe Schwestern und Brüder,
„In Christus ist nicht Ost noch West“ – dieses Lied steht im Mittelpunkt meines diesjährigen Bischofsberichts. Der englische Text „In Christ there is no East or West“ wurde von John Oxenham zu Beginn des 20. Jahrhunderts für ein Missionsspiel verfasst. Mission war damals verwoben mit kolonialem Denken und nationalen Interessen, umso bemerkenswerter, dass hier deutlich andere Akzente gesetzt wurden.
Im Lauf des 20. Jahrhunderts löste sich das Lied aus dem Missionsspiel und wurde zunehmend als eigenständiger Hymnus über die Einheit der Kirche verstanden. Heute findet er sich in vielen Gesangbüchern, darunter auch im Evangelischen Gesangbuch. Dort allerdings mit einer etwas anderen deutschen Übersetzung, als ich sie heute verwenden möchte. Der Grundgedanke bleibt jedoch der gleiche: In Christus werden Grenzen überwunden, die Menschen voneinander trennen.
Dieser Gedanke passt zum Schwerpunkthema des morgigen Vormittags: Unsere Landeskirche lebt im vernetzten Miteinander. Dazu gleich mehr, doch zunächst singen wir die erste Strophe des Liedes.

1. Geschwisterschaft fängt in den Gemeinden und der Landeskirche an

In Christus ist nicht Ost' noch West',
nicht Süden oder Nord',
nur eine große Geschwisterschaft,
die ganze Erde fort.

In Christ there is no East or West,
in Christ no South or North,
but one community of love
throughout the whole wide earth.

Am Anfang soll nicht eine Weltkarte stehen, die das universale Christentum von Ost nach West, Süd nach Nord abbildet. Beginnen wir viel bescheidener: mit der großen Landkarte unserer Kirche, die wir im April auf der Regionalschau in Stadthagen dabeihatten. Im Format 4,5 m auf 2,5 m war unsere Landeskirche als Lebenslandschaft zu sehen: Sie zeigte die Städte und Dörfer, in denen unsere Kirchengemeinden beheimatet sind, dazu einen Wald der Hoffnung, einen Berg des Glaubens, einen Fluss des Lebens, ein Meer der Gefühle und ein Land der Fragen. Die Besucherinnen und Besucher waren eingeladen, mit Emoji-Aufklebern zu markieren, wo sie sich selbst verorten würden. Wo erleben sie Hoffnung? Was trägt sie im Glauben? Welche Fragen beschäftigen sie? Die Karte wurde zu einem Ort der Begegnung und des Gesprächs.
Der Andrang war groß und es war eine Freude, mit so vielen Menschen auf niederschwellige Weise ins Gespräch zu kommen. Das gemeinschaftliche Bild, das nach drei Tagen unzähliger Begegnungen und vielen Emoji-Stickern entstand, hat eindrucksvoll verdeutlicht, dass wir die Nachfolge Jesu Christi zunächst einmal in unserem Nahraum, in dem wir beheimatet sind, erleben. Hier in den Ortsgemeinden, in den Kooperationsräumen, in der Landeskirche, in der Schaumburger Region gewinnt die Geschwisterschaft der Kirche – oder *community of love*, wie es im englischen Original des Liedes heißt – Gestalt und wird konkret erfahrbar. „Wir sind ganz Kirche“, sollte jede Gemeinde und auch jeder Kooperationsraum selbstbewusst und souverän sagen können. Doch dieses Zitat aus unserer Verfassung geht noch weiter: die Ortsgemeinden „sind aber nicht die ganze Kirche“. Wenn wir wirklich der *eine* Leib Christi sein wollen, müssen wir auch immer über den Tellerrand unserer vier Kirchwände hinausschauen. Beides gehört zusammen. Der „Blick über den Tellerrand“ kommt noch, doch bleiben wir erst noch etwas bei der Kirche vor Ort.

Dieses Jahr durfte ich drei Gemeinden besuchen: Wendthagen, Meinsen und bis heute Vormittag war ich noch in Lindhorst. Selbst in einer so kompakten Landeskirche wie der unseren hat jede Gemeinde ihr eigenes Gesicht und gemeinsam werden sie zur Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe.
In Wendthagen z.B. finden Pilgerinnen und Pilger im Gemeindehaus Unterkunft. Der sonntägliche Gottesdienst ist ein wichtiger Fokus für den Pastor und die Gemeinde. Ein Dorfkino öffnet den Blick in die Dorfgemeinschaft hinein und bringt Menschen unterschiedlicher Generationen zusammen. In Meinsen durfte ich beim Besuch des Erntefestes erleben, wie sehr Kirche im Dorfleben verwurzelt ist. Wenn Kirchenchor, Posaunenchor, Jugendliche und Trachtengruppen gemeinsam den Gottesdienst im Festzelt gestalten, verbinden sich christlicher Glaube und dörfliche Gemeinschaft. Auch die seelsorgliche Begleitung von Feuerwehrleuten nach belastenden Einsätzen macht deutlich: Kirche ist für Menschen da, gerade dann, wenn sie Unterstützung benötigen. In Lindhorst haben mich die Erzählungen über die Nachbarschaftshilfe „Tür an Tür“ beeindruckt. Nächstenliebe wird praktisch umgesetzt: durch Besuche, Fahrdienste, Einkäufe und persönliche Begleitung. Kirchenmusik, Kindergottesdienste und ökumenische Begegnungen schaffen weitere Räume gelebten Glaubens.
Diese wenigen Beispiele zeigen die Vielfalt kirchlichen Lebens. Die Einheit der Landeskirche besteht nicht darin, dass alle Gemeinden dieselben Angebote machen oder ihre

Besonderheiten aufgeben. Sie gründet im gemeinsamen Glauben an Jesus Christus und im Auftrag, das Evangelium zu verkündigen und Nächstenliebe zu leben. Die örtlichen Gemeinden verwirklichen diesen Auftrag entsprechend ihren Möglichkeiten, ihren Gemeindegliedern und ihrem jeweiligen Umfeld. So wird die erdumfassende große Geschwisterschaft vor Ort konkret erfahrbar: in vielen unterschiedlichen Gemeinden, die in Christus verbunden sind und gemeinsam Hoffnung in die Welt tragen.

Ein kurzer Blick auf den landeskirchlichen Entwicklungsprozess: Mittlerweile liegt eine kurze Thesenreihe mit theologischen Überlegungen zum Kirchenentwicklungsprozess vor. Diese wurde von der Arbeitsgruppe Theologie entwickelt, die sie in den Theologische Ausschuss der Synode eingebracht hat. Morgen wird nun der Theologische Ausschuss diese wiederum in die Synode einbringen. Die Thesen wollen an ein paar ausgewählten Themen exemplarisch den Weg der notwendigen Reformen vom Evangelium her ausleuchten und daran erinnern, dass der Kirchenentwicklungsprozess kein organisatorischer Selbstzweck ist, sondern sein Ziel darin hat, den evangelisch-lutherischen Glauben unter den heutigen Bedingungen auch weiterhin kraftvoll in Wort und Tat zu verkündigen. Parallel dazu haben sich die Hauptamtlichen der Landeskirche zum einen einmal – wenn auch nur knapp – mit der Frage beschäftigt, wie sich ihr eigenes Berufsbild verändert und wie Rollenverständnis und Aufgabenprofile von Pfarrpersonen und Ehrenamtlichen zukünftig aussehen könnten. Zum anderen sind sie in ihrer Novemberkonferenz an Hand des Thesenpapiers der Frage nachgegangen, wie für sie Kirche theologisch weitergedacht werden kann und wie theologische und geistliche Kriterien für den Kirchenentwicklungsprozess aussehen sollten. Dabei wurde mit Abstand am häufigsten die Bindung an Evangelium und Schrift genannt. Die meiste Zustimmung fand ein schlichter Satz: Der Prozess ist theologisch und geistlich verantwortet, wenn er Menschen mit dem Evangelium verbindet und zum Glauben einlädt. Ein paar weitere Sätze seien beispielhaft genannt: … wenn er biblisch fundiert, aber auch kontextuell angepasst ist und in seelsorglicher Perspektive erarbeitet wird. Oder: … wenn Gemeinschaft, Freiheit, Fehlertoleranz und gemeinsame Entscheidungswege gefördert werden.
Und es wurde von den Hauptamtlichen angeregt, stärker die Ehrenamtlichen mit in den Blick zu nehmen. Eine der Thesen greift ja bereits die Frage nach dem Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen auf. Die morgige Einbringung der Thesen eröffnet den Weg, sich weit gefächert mit der theologischen Grundlegung des Kirchenentwicklungsprozesses zu beschäftigen. Denn die Thesen sind m. E. nur ein erster Aufschlag. Ich würde es begrüßen, wenn am Ende des Prozesses ein Leitbild entsteht, wie wir Kirche zukünftig denken wollen. Es wäre gut, wenn sich aus diesem Leitbild eine theologische Kriteriologie ableiten lässt, die uns hilft, die dazu notwendigen Entscheidungen zu treffen.

2. Das goldne Band – Kirche lebt von Beziehungen

Die wahren Herzen finden all'	In Christ shall true hearts everywhere
in ihm die heil'ge Stadt.	their high communion find;
Er ist es, der das goldne Band	God’s service is the golden cord
um sie geschlungen hat.	close-binding humankind

Diese Strophe beschreibt, wie schon die erste, eine Einheit, die ihren Grund in Christus hat. Doch was bedeutet es, dass wir in Christus miteinander verbunden sind? Wenn diese Einheit mehr sein soll als eine schöne Behauptung, braucht sie Beziehungen, in denen sie sichtbar und

erfahrbar wird. Dafür steht für mich das „goldne Band“, das Christus um die Menschen schlingt und uns über Grenzen hinweg verbindet.
Dieses Band wird dort greifbar, wo Menschen einander zuhören, Anteil am Leben der jeweils anderen nehmen und füreinander Verantwortung übernehmen. Dabei richtet sich unser Blick über die eigene Gemeinde und Landeskirche hinaus. Gerade in der Ökumene und in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit geht es darum, die Verbundenheit in Christus konkret werden zu lassen. Partnerschaften wollen mehr sein als ein Lippenbekenntnis zur weltweiten Kirche. Der englische Originaltext des Liedes verwendet die schöne Formulierung *close binding humankind*: Christus verbindet die Menschen eng miteinander.
Genau dies bringt auch Bernd Oberdorfer, Vorsitzender des Ökumenischen Studienausschusses des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes, treffend auf den Punkt: „Ökumene [und ich ergänze: ebenso Partnerschaftsarbeit] ist Verbundenheitspflege. Sie gründet in einem Bewusstsein gesamtchristlicher Verbundenheit und hält diese für ebenso pflegenswert wie pflegebedürftig.“[1]

Diese Worte haben mich bei einem Kurzbesuch in Odessa in der Ukraine im Juni besonders begleitet. Die St.-Pauls-Kirche in Odessa gehört zur internationalen Nagelkreuzgemeinschaft, die sich der Versöhnungsarbeit im Geiste Coventrys verpflichtet fühlt und der ich sehr verbunden bin. Gemeinsam mit Canon Kate Massey von der Kathedrale von Coventry war ich dort auf Einladung von Pastor Aleksander Gross zu Gast.
Odessa empfing uns als wunderschöne, lebendige Stadt am Schwarzen Meer, in der man beinahe vergessen konnte, dass Krieg herrscht. Zugleich war der Krieg allgegenwärtig. An vielen Gebäuden sind Schäden sichtbar. Fenster sind mit Brettern verschlossen, an Kirchenmauern zeigen sich Risse. Sirenen, Drohnenalarm und Ausgangssperren gehören zum Alltag. Wir begegneten Menschen, die versuchen, ihren Alltag weiterzuführen und sich trotz aller Erschöpfung ihre Hoffnung nicht nehmen zu lassen. Wir haben von Gemeindegliedern gehört, die aus den von Russland besetzten Gebieten fliehen mussten, von zerstörten Kirchen und Wohnungen und von der Unsicherheit, die das Leben vieler Familien bestimmt. Hinter den Nachrichten stehen konkrete Menschen mit Namen, Geschichten und Beziehungen.

In der St.-Pauls-Kirche beteten wir gemeinsam das Versöhnungsgebet von Coventry. Seine wiederkehrende Bitte „Vater, vergib“ stellte uns vor eine schwierige Frage: Was bedeutet Vergebung in einer Situation, in der Gewalt andauert und Menschen täglich Leid erfahren? Vergebung lässt sich nicht von außen einfordern. Sie darf nicht dazu dienen, Unrecht zu verharmlosen oder den Opfern die Verantwortung für Versöhnung aufzubürden. Und dennoch müssen wir immer wieder die Hoffnung aussprechen, dass Hass und Vergeltung nicht das letzte Wort behalten müssen. Diese Begegnung hat mir erneut deutlich gezeigt: Partnerschaft bedeutet nicht, fertige Antworten mitzubringen. Sie bedeutet, zuzuhören, die Erfahrungen anderer ernst zu nehmen und auch schwierige Fragen miteinander auszuhalten.

Dass diese Verbundenheit des goldenen Bandes nicht bei Worten stehen bleibt, zeigte sich in der diakonischen Arbeit der lutherischen Kirche in der Ukraine, die von deutschen Glaubensgeschwistern finanziell unterstützt wird. Wir durften erleben, wie in Petrodolynske Unterkunft für Binnenvertriebene angeboten und Hilfspakete, besonders an ältere Menschen, verteilt werden. Dabei geht es nicht nur um Lebensmittel und Dinge des täglichen Bedarfs. Ebenso wichtig ist der persönliche Kontakt: dass jemand zuhört, nachfragt und sich Zeit nimmt.

[1] Bernd Oberdorfer, Gelebte Gemeinschaft. Ökumene in lutherischer Perspektive, hg. im Auftrag der Kirchenleitung der VELKD, Hannover 2018, 43.

Und Partnerschaft wird getragen durch das Gebet füreinander. Die Menschen, die ich in Odessa treffen durfte, haben mir die Bitte mitgegeben: Denkt an die Kinder, die immer wieder in unterirdischen Räumen lernen müssen und an die Menschen in den besetzten Gebieten, deren Leben besonders durch den Krieg bedroht ist. Betet für eure lutherischen Geschwister und für alle in der Ukraine, die sich trotz Angst und Erschöpfung für andere einsetzen.

Es hat sich auf wunderbare Weise gefügt, dass Pastor Aleksander Gross auf Einladung unseres Gustav-Adolf-Werkes ausgerechnet an diesem Wochenende bei uns in Schaumburg zu Gast ist. Der Besuch zeigt, dass Partnerschaft keine Einbahnstraße ist. Was für ein Privileg, dass wir ihn heute in unserem Gottesdienst predigen hören durften! Heute Abend nimmt er mit Superintendenten i.R. Rinne an einer öffentlichen Veranstaltung in Obernkirchen teil. Morgen haben wir nochmals die Chance, mit ihn ins Gespräch zu kommen.

Was es heißt, dass wir in Christus nicht in Ost und West getrennt sind, daran hat uns auch Cristina Scherer, unsere zweite Predigerin heute Abend, erinnert. Sie bringt eine latein-amerikanische Perspektive in die Arbeit unseres Evangelisch-lutherischen Missionswerkes Hermannsburg hier in Niedersachsen ein. Zugleich öffnet uns das Missionswerk das Tor nach Afrika, Asien und Lateinamerika – so z.B. für unser Partnerschaftskreis nach Kgetleng in Südafrika. So wächst Gemeinschaft über Grenzen hinweg – gegründet in Christus und getragen von der Hoffnung, dass Frieden und Versöhnung möglich bleiben.

3. Dienst für die Gemeinschaft will gestaltet sein

Drum, kommt und bindet fest den Bund,	Join hands, disciples of the faith,
was trennt, das bleibe fern.	whate'er your race may be.
Wer unserm Vater dienen will,	All children of the living God
der ist verwandt dem Herrn.	are surely kin to me.

Die dritte Strophe stellt die Frage, wer dazugehört. Es geht darum, wer Teil unserer Gemeinschaft ist, wer sich einbringen kann und wer die Möglichkeit erhält, Glauben im gemeinsamen Dienst zu leben. Einige kurze Beispiele sollen zeigen, wo überall diese Frage in unserer Kirche und in unserem gesellschaftlichen Umfeld relevant werden kann: die Frauenordination, die Initiative #VerständigungsOrte und die Arbeit der Diakonie.

Die Formulierung „Was trennt, das bleibe fern“ könnte man zunächst als Aufforderung zur Abgrenzung verstehen. Doch sie lässt sich auch anders lesen: als Einladung, danach zu fragen, was Menschen voneinander trennt – und was uns helfen kann, solche Trennungen zu überwinden. Trennung gab es in unserer Landeskirche z.B. als es um die Frage nach dem Dienst derer ging, die sich Gott verbunden wissen. Doch wer darf diesen Dienst ausüben? Wem eröffnen wir die Möglichkeit, die eigenen Gaben einzubringen? Diese Fragen führen mitten hinein in die belastete Geschichte um die Frauenordination in unserer Landeskirche.

Erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhundert hat sich in den evangelischen Landeskirchen immer deutlicher die tauf- und amtstheologische Erkenntnis durchgesetzt, dass das Geschlecht kein diskriminierendes Merkmal für den Dienst der öffentlichen Evangeliumsverkündigung und Sakramentenverwaltung sein kann. Denn nach lutherischer Theologie ist von der engen Verbindung von allgemeinem Priestertum und ordinationsgebundenem Amt auszugehen. Die Ordination von Frauen impliziert daher keine Preisgabe biblischer Vorgaben oder Änderung des lutherischen Amtsverständnisses, sondern ist gerade in Treue zu diesem

Amtsverständnis einzuführen. Bis es dann zur völligen gleichberechtigten Übernahme des Amtes in den Landeskirchen kam, hat es unterschiedlich lange gedauert.
Am 5. Oktober 1991 hat auch die Landessynode unserer Kirche nach jahrelangen Debatten den Beschluss gefasst, Frauen den ordinierten Dienst in der Landeskirche zu eröffnen. Sie war damit die letzte der EKD-Gliedkirchen. Dies geschah vor 35 Jahren. Es ist ein großer Gewinn, dass seitdem Frauen und Männer als Pastorinnen und Pastoren in unserer Landeskirche tätig sind. Wir erleben darin, dass Gott unterschiedlichste Menschen für den pastoralen Dienst beruft – das bereichert unsere Gemeinden, Kooperationsräume und die Landeskirche. Nun war allerdings die Entwicklung zur Frauenordination ein ausgesprochen schmerzhafter Prozess. Sowohl diejenigen, die sich für die Frauenordination engagiert haben, als auch diejenigen Frauen, die als erste in unserer Landeskirche ordiniert wurden, haben schwere Herausforderungen bewältigen müssen. Deshalb möchten wir diesen 35. Jahrestag als ein nachdenkliches Jubiläum begehen. Wir planen für Februar eine Veranstaltung, die aufrichtig auf den holprigen Weg zurückschaut und würdigt, was dadurch erreicht wurde. Dazu hat Professorin Gisa Baur zugesagt, die Frauenordination in Schaumburg-Lippe einzuordnen in die bundesdeutsche Geschichte der Theologinnen und der Frauenordination. Nach dem Vortrag planen wir eine Resonanzrunde derjenigen, die sich damals engagiert haben, unter anderem mit der damaligen Synodalin Anke Crome.

Das Beispiel zeigt, nicht jede Grenze verläuft zwischen Ländern und Kontinenten. Damit bin ich beim Gartenzaun. Er ist gewissermaßen das kleine Gegenbild zu den großen Grenzen, von denen die erste Strophe unseres Liedes erzählt. Er steht für die vielen alltäglichen Trennlinien zwischen Menschen. Wir alle kennen Geschichten vom Streit am Gartenzaun: über zu hohe Hecken, überhängende Äste oder zu laute Musik.
Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn der Gartenzaun kann ebenso ein Ort der Begegnung sein. Er ist gerade hoch genug, um eine Grenze zu markieren – und niedrig genug, um mit der Nachbarin oder dem Nachbarn ins Gespräch zu kommen. Man muss nicht gleich die Haustür öffnen oder sich zu einem langen Besuch verabreden. Oft reicht ein kurzer Austausch über den Zaun hinweg.
Genau diese Möglichkeit möchten wir mit der von der EKD initiierten Kampagne #VerständigungsOrte aufgreifen. Es geht darum, Orte zu schaffen, an denen Menschen miteinander reden und einander zuhören können. Orte, an denen verhärtete Fronten sich vielleicht ein wenig lösen, der eigene Blick weiter wird und wir zumindest für einen Moment versuchen, uns in die Lage des anderen zu versetzen. So können Verständnis und gesellschaftlicher Zusammenhalt wachsen.
In Bückeburg und auf dem Stadthäger Markt haben wir diese Idee an den beiden Tagen vor den Landtagswahlen mit einer mobilen Gesprächsfläche umgesetzt. Ein paar Quadratmeter Kunstrasen und ein Gartenzaun genügten, um einen ungewöhnlichen Ort für Begegnungen zu schaffen. Die Frage „Einsamkeit wird immer mehr. Oder?“ lud Passantinnen und Passanten dazu ein, ihre Gedanken mit mir, Pastor Struckmann und Anja Weichert vom Diakonischen Werk zu teilen.
Dabei ging es um Erfahrungen, die viele Menschen kennen: ältere Eltern, die allein leben, erwachsene Kinder, die wenig persönliche Nähe erleben, oder Jugendliche, die sich einsam fühlen, obwohl sie ständig digital mit anderen kommunizieren. Eine Frau begann das Gespräch mit dem Hinweis: Ich komme aus der Pflege. Einsamkeit, die sehe ich oft. Jemand sagt mir, dass Einsamkeit wie Gift wirke – individuell, gesellschaftlich, strukturell. Wiederum eine andere Person wies mich darauf hin, dass Alleinsein nicht Einsamkeit sein muss. Und jemand erzählte mir ein wenig aus seinem Leben und hielt dann trotzig fest: Ich wurde so oft enttäuscht, ich brauche niemanden mehr! Die Gespräche haben mir gezeigt, wie unterschiedlich Einsamkeit erlebt wird und wie schwer sie sich manchmal von außen erkennen lässt.

„Gespräche am Gartenzaun“ will keine einmalige Aktion bleiben: Wenige Wochen später war die Landeskirche beim „Herbstgestöber“ in Stadthagen wieder im Gespräch am Zaun. Weitere sollen folgen.

Und letzten Monat haben Vikarin Laura Schwier und ich einen intergenerationalen Workshop durchgeführt, der vom jungen Menschen des Lutherischen Weltbundes entwickelt wurde. Auch dies war eine Art VerständigungsOrt, da 28 Personen zwischen 13 und über 80 miteinander ins Gespräch kamen, darunter z.B. die Konfis von Sachsenhagen, zwei Bürgermeister oder eine Küsterin. Jung und Alt haben sich gegenseitig erzählt, welche jüngere und ältere Person sie persönlich inspiriert. Wir haben uns ausgetauscht, wie wir die Einbindung von Menschen aller Altersgruppen in unseren Gemeinden erleben. Wir haben Geschichten von Generationsgerechtigkeit in der Bibel entdeckt. Und wir durften erleben, wie schwierig es ist, geometrische Figuren zu einem Puzzle zusammenzusetzen, wenn man Rücken an Rücken sitzt und eine Person nur die Anleitung hat, die andere Person nur die Puzzleteile. Ohne genaues Zuhören und präzises Fragestellen ging da gar nichts. Nach 90 Minuten waren alle überrascht, wie schnell die Zeit vergangen war.

Verständigung bedeutet nicht, dass wir am Ende alle dieselbe Meinung haben müssen. Unterschiede verschwinden nicht dadurch, dass wir miteinander sprechen. Aber wir können lernen, andere Sichtweisen auszuhalten, Fragen zu stellen und vorschnelle Urteile zu vermeiden. So entsteht gesellschaftlicher Zusammenhalt: nicht durch Gleichförmigkeit, sondern durch die Bereitschaft, einander als Menschen wahrzunehmen.

Ein drittes Beispiel dafür ist auch die Diakonie. Die Diakonie steht für eine Kirche, die ihre Einheit nicht nur besingt, sondern im Handeln sichtbar macht. In diesem Jahr blicken wir auf 100 Jahre Diakonisches Werk Schaumburg-Lippe zurück. Am 1. April 1926 wurde der „Landesverein für Innere Mission in Schaumburg-Lippe“ gegründet. Seine frühen Aufgaben lagen unter anderem darin, Menschen in den schwierigen Jahren des Krieges und der Nachkriegszeit mit Lebensmitteln, Kleidung und weiterer Unterstützung zu helfen. Im Laufe der Jahrzehnte kamen Angebote für ältere Menschen und unterschiedliche Beratungsdienste hinzu. Heute reicht das Spektrum von der Drogenberatung über Lebens-, Paar- und Familienberatung bis hin zu Schuldner- und Sozialberatung sowie Suchtberatung, Behandlung und Prävention.
Die Aufgaben haben sich verändert, aber der Grundgedanke ist geblieben: Der Mensch steht im Mittelpunkt. Diakonisches Handeln nimmt Menschen in ihren konkreten Lebenslagen wahr und unterstützt sie dabei, schwierige Situationen zu bewältigen. Es geht um praktische Hilfe, fachliche Beratung und darum, Menschen nicht allein zu lassen.
Diese Arbeit wird von hauptamtlichen Mitarbeitenden ebenso getragen wie von vielen Ehrenamtlichen. In Niedersachsen engagieren sich ungefähr 89.000 Menschen beruflich in der Diakonie; eine ähnlich große Zahl ist ehrenamtlich tätig. Hinter diesen Zahlen stehen Menschen, die Zeit, Wissen und Kraft einsetzen, um anderen beizustehen.

Frauenordination, VerständigungsOrte und Diakonie zeigen auf unterschiedliche Weise, dass Gemeinschaft und Zusammenhalt nicht von selber entstehen. Sie brauchen gerechte Beteiligung, offene Begegnungsräume und konkrete Unterstützung. Sie verlangen, dass wir nicht nur darüber sprechen, sondern beides im Alltag praktizieren.

4. Gemeinschaft leben – von Schaumburg-Lippe bis zur weltweiten Christenheit

In Christus eint sich Ost' und West'	In Christ now meet both East and West;
und eint sich Süd' und Nord',	in Christ meet South and North.
die Seelen rein sind eins in ihm,	one joyous true community
die ganze Erde fort.	throughout the whole wide earth.

Die vierte Strophe kehrt zur ersten Strophe zurück. Das Lied erinnert uns erneut daran, dass Gottes Verheißung weiter reicht als unsere Grenzen. Sie reicht über nationale Zugehörigkeiten, kulturelle Unterschiede und konfessionelle Prägungen hinaus – bis an die Enden der Erde.
Daher möchte auch ich nochmals den Blick weiten, an die Eindrücke meiner Odessa-Reise anknüpfen und etwas grundsätzlicher auf die Rahmenbedingungen für eine gelingende Ökumene und Partnerschaftsarbeit schauen: Was sich im Miteinander unserer Gemeinden und unserem diakonischen Handeln gezeigt hat, setzt sich in der Weltchristenheit fort. Christlicher Glaube verbindet Menschen. Die ökumenischen Beziehungen und die internationale Partnerschaftsarbeit, in die unsere Landeskirche über unser Missionswerk, den Lutherischen Weltbund, den Martin-Luther-Bund oder das Gustav-Adolf-Werk eingebunden ist, stehen damit für eine Gegenbewegung zu Abgrenzung, verhärteten Identitäten und einem zu engen Verständnis von Zugehörigkeit. Ökumenische Beziehungen und internationale Partnerschaftsarbeit ermöglichen uns, Menschen kennenzulernen, deren Lebensbedingungen, Erfahrungen und Überzeugungen sich von unseren unterscheiden. Aus abstrakten Vorstellungen werden konkrete Begegnungen. Aus vermeintlich Fremden werden Menschen mit eigenen Geschichten, Hoffnungen und Sorgen. Wir begegnen einander, weil wir uns auf Christus beziehen, der Ost und West, Süd und Nord eint.

Doch wie diese Partnerschaften künftig gestaltet werden, wird sich verändern. Die weltweiten politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen stellen auch unsere Partnerschaftsarbeit vor neue Herausforderungen. Es ist nicht einfach, gewachsene Beziehungen neu auszurichten, Bewährtes zu bewahren und zugleich notwendige Veränderungen auf den Weg zu bringen. Wie schwierig und anspruchsvoll dieser Prozess sein kann, weiß auch unser Partnerschaftskreis in seiner Arbeit mit Kgetleng zu berichten.

Was aber sollte uns bei dieser Neuorientierung leiten? Was wird auch in Zukunft wichtig bleiben? Eine Idee des mennonitischen Friedensforschers John Paul Lederach ist mir wichtig geworden. Er spricht von „paradoxer Neugierde“ als eine zentrale Haltung für gelingende Konfliktbearbeitung.[2] Genau diese paradoxe Neugierde brauchen wir auch in der Partnerschaftsarbeit. Sie bedeutet, auf vorschnelle Urteile zu verzichten und sich stattdessen auf die Widersprüchlichkeit und Komplexität menschlicher Beziehungen einzulassen. Sie bedeutet, dass wir uns für die Geschichten anderer interessieren, auch dort weiterfragen, wo uns etwas zunächst unverständlich oder widersprüchlich erscheint. Wir nehmen die Perspektiven der anderen ernst, ohne sie vorschnell zu bewerten oder in unsere eigenen Denkmuster einzuordnen. So können wir versuchen, hinter den unterschiedlichen Wahrheiten eine tiefere gemeinsame Wahrheit zu entdecken.

Eine solche Haltung verlangt auch, die Balance zwischen Nähe und Distanz, Fremdheit und Vertrautheit immer wieder neu auszutarieren. Gemeinschaft und gegenseitiges Verstehen bedeuten gerade nicht, dass die anderen uns möglichst ähnlich werden müssen. Vielmehr geht es darum, Menschen in ihrer Fremdheit und ihrem Anderssein wahrzunehmen und ihnen

[2] John Paul Lederach, The Moral Imagination. The Art and Soul of Building Peace, Oxford 2005, 35-37.

zugleich einen selbstverständlichen Platz in der Gemeinschaft der weltweiten Christenheit zu eröffnen. Denn Zugehörigkeit ist mehr als Respekt und Toleranz. Es reicht nicht, Menschen zu dulden oder sie freundlich am Rand stehen zu lassen. Wirkliche Zugehörigkeit eröffnet Zugang zu voller Teilhabe, gleichberechtigter Mitwirkung und der Möglichkeit, die gemeinsame Zukunft mitzugestalten. Grenzen dürfen niemals dazu dienen, Menschen ihre Würde oder ihre Beteiligung abzusprechen.
Das gilt auch und gerade mit Blick auf die Geschichte und die Machtverhältnisse in der weltweiten Ökumene. Eine gerechte und tragfähige Gemeinschaft darf nicht allein von den Zentren kirchlicher Macht oder von europäischen Traditionen bestimmt werden. Die Stimmen aus anderen Regionen der Welt müssen gleichberechtigt gehört werden. Wir müssen bereit sein, unsere eigenen Maßstäbe zu hinterfragen und anzuerkennen, dass auch wir von anderen lernen müssen. Partnerschaft bedeutet deshalb, Verantwortung zu teilen, Entscheidungen gemeinsam zu treffen und unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven als Bereicherung wahrzunehmen. Keine Kirche besitzt allein alle Antworten. Keine Region der Welt kann für sich beanspruchen, den Maßstab für die anderen zu setzen. Eine solche *joyous true community* – wie es im Englischen heißt – ist solidarisch, weil sie die Lebensbedingungen anderer nicht als deren Privatangelegenheit betrachtet. Und sie ist lernbereit, weil sie sich von den Erfahrungen und Einsichten anderer verändern lässt.
Gerade deshalb sind internationale Partnerschaften mehr als das Überweisen von Geldern oder gelegentliche Begegnungen. Sie helfen uns, unseren Glauben an Jesus Christus neu zu verstehen, eigene blinde Flecken zu erkennen und unsere Verantwortung für die weltweite Christenheit wahrzunehmen. Sie erinnern uns daran, dass unsere Fragen nicht überall dieselben sind und dass sich unsere Antworten und Lösungen nicht einfach auf andere übertragen lassen.

Ich freue mich darauf, dass morgen Holger Siebert, Direkter unseres Hermannsburger Missionswerks, unter dem Titel „Partnerschaftsarbeit 2.0“ über die Perspektiven dieser so wichtigen Arbeit berichtet und uns damit sicher weitere Impulse für unsere gemeinsame Diskussion geben wird.

Damit komme ich zum Ende. Wenn wir auf unsere Landeskirche im vernetzten Miteinander schauen, dann sehen wir viele unterschiedliche Formen gelebter Gemeinschaft.
Das Lied „In Christus ist nicht Ost noch West“ erinnert uns daran, worauf diese Gemeinschaft gründet und wohin sie weist. Denn in Christus gehören wir zusammen. Damit ist diese Gemeinschaft Gabe und Aufgabe zugleich. Sie ist Gabe, weil wir sie nicht allein herstellen müssen. In Christus sind wir bereits miteinander verbunden, noch bevor wir uns begegnen oder gemeinsame Projekte beginnen. Und sie ist Aufgabe, weil diese Verbundenheit im Alltag Gestalt gewinnen muss – in unseren Gemeinden, in unserer Landeskirche, in unserem diakonischen und gesellschaftlichen Handeln und in der weltweiten Ökumene. Und aus dieser Verbundenheit wächst die Gewissheit, dass Gottes Frieden und seine Liebe weiter reichen als alles, was uns trennt.